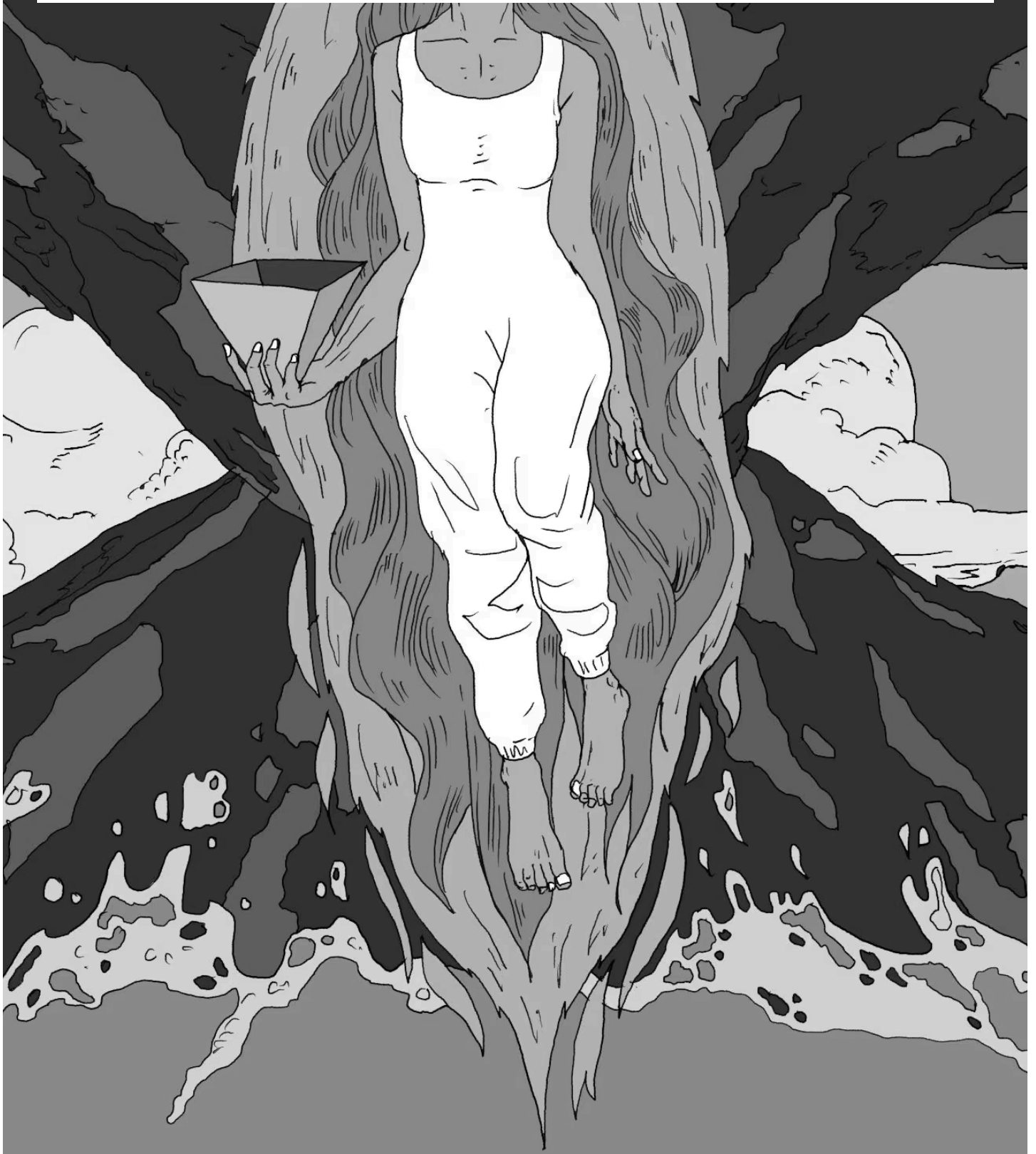


Good Girls?

Klima, soziales Engagement, Gesetzestreue – Frauen scheinen moralischer als Cis-Männer zu sein. Stimmt das? Was Psychologie, Biologie und Genderstudies dazu sagen.



11. Juni 2024 - 6 Min. Lesezeit

 **Artikel verschenken**

[E-Mail](#) [Whatsapp](#) [Facebook](#) [Plattform X](#)

Frauen sind wunderbar. Wunderbarer, um genau zu sein, verglichen mit Männern. Das ist zumindest die gängige Annahme. Man spricht in der Psychologie vom Women-are-wonderful-Effekt: Studien zeigen immer wieder, dass Menschen jeden Geschlechts positive Eigenschaften eher mit Frauen assoziieren als mit Männern.

Und wenn man sich so umschaut, kann man tatsächlich versucht sein, ohne Zögern in den Chor einzustimmen: Frauen arbeiten häufiger in karitativen Berufen, sind häufiger Veganerinnen als Männer und spenden häufiger. Sie begehen deutlich weniger Straftaten als Männer, sind fairer in Verhandlungssituationen und Unternehmen, die von Frauen geführt werden, sind besser für soziale Gerechtigkeit und Klima.

ANZEIGE

Dann sind Frauen also die besseren Menschen? Die Fragestellung bleibt, aller genannter Belege zum Trotz, polemisch. Allein deshalb, weil die Defi-

nition von „gut“ im Sinne von „altruistisch“, „selbstlos“, „für eine gute Sache“ davon abhängig ist, wen man fragt. Flüchtlingshilfe zum Beispiel wird aus Sicht einer AfD-Politikerin eher nicht gut sein. Und dann ist auch nicht ganz klar, ob es so etwas wie echten Altruismus überhaupt gibt, oder ob jedes noch so selbstlose Verhalten letztlich über Umwege nicht doch egoistisch ist.

Der Biologe Humberto Maturana etwa prägte den Begriff der Autopoiesis. Er besagt, dass der Eigennutz am Ende auch den persönlichen Einsatz für Handlungen im Dienste der Gemeinschaft überwiegt – unter anderem, weil es mit dem Gefühl der Rechtschaffenheit und einem guten Gewissen einhergeht. Sprich: Man fühlt sich gut. Wirklich gute (oder böse) Menschen gibt es also vielleicht gar nicht. Im Sinne der Übung soll es hier um ein „gut“ gehen, bei dem grob gesagt Empathie, Mitgefühl und Uneigennützigkeit im herkömmlichen Sinn eine Rolle spielen. Also eher Flüchtlingshilfe als AfD.

Auf der anderen (politischen) Seite tun sich viele schwer mit dem binären Gegensatz von Mann und Frau. In Forschungsbereichen wie der Psychologie oder den Neurowissenschaften wird weiterhin auf diese Aufteilung zurückgegriffen. Unter anderem, um eben zu erforschen, wo die Grenze zwischen biologischem Geschlecht und gesellschaftlich bedingtem Gender verläuft. Also, welche psychologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen überhaupt existieren und wie viel davon angeboren und wie viel durch Einflüsse wie Erziehung oder gesellschaftliche Normen erklärbar ist.

Laut einer Studie verhalten sich Frauen eher ihrem moralischen Selbstbild entsprechend als Männer

Dass es diese Unterschiede prinzipiell gibt, gilt als relativ gesichert. Eine oft zitierte Studie aus der Fachzeitschrift *Organizational Behavior and Human Decision Processes* von 2017 beispielsweise fand heraus, dass Frauen in einem Verhandlungsszenario um ein Gebrauchtauto den:die Käufer:in ehrlicher über dessen Schäden informierten als Männer und sich eher ihrem moralischen Selbstbild entsprechend verhielten.

Laut Wissenschaftlern der Universität Zürich reagiert das Belohnungssystem des Gehirn von Frauen sogar stärker auf eigenes prosoziales Ver-

halten als bei Männern.

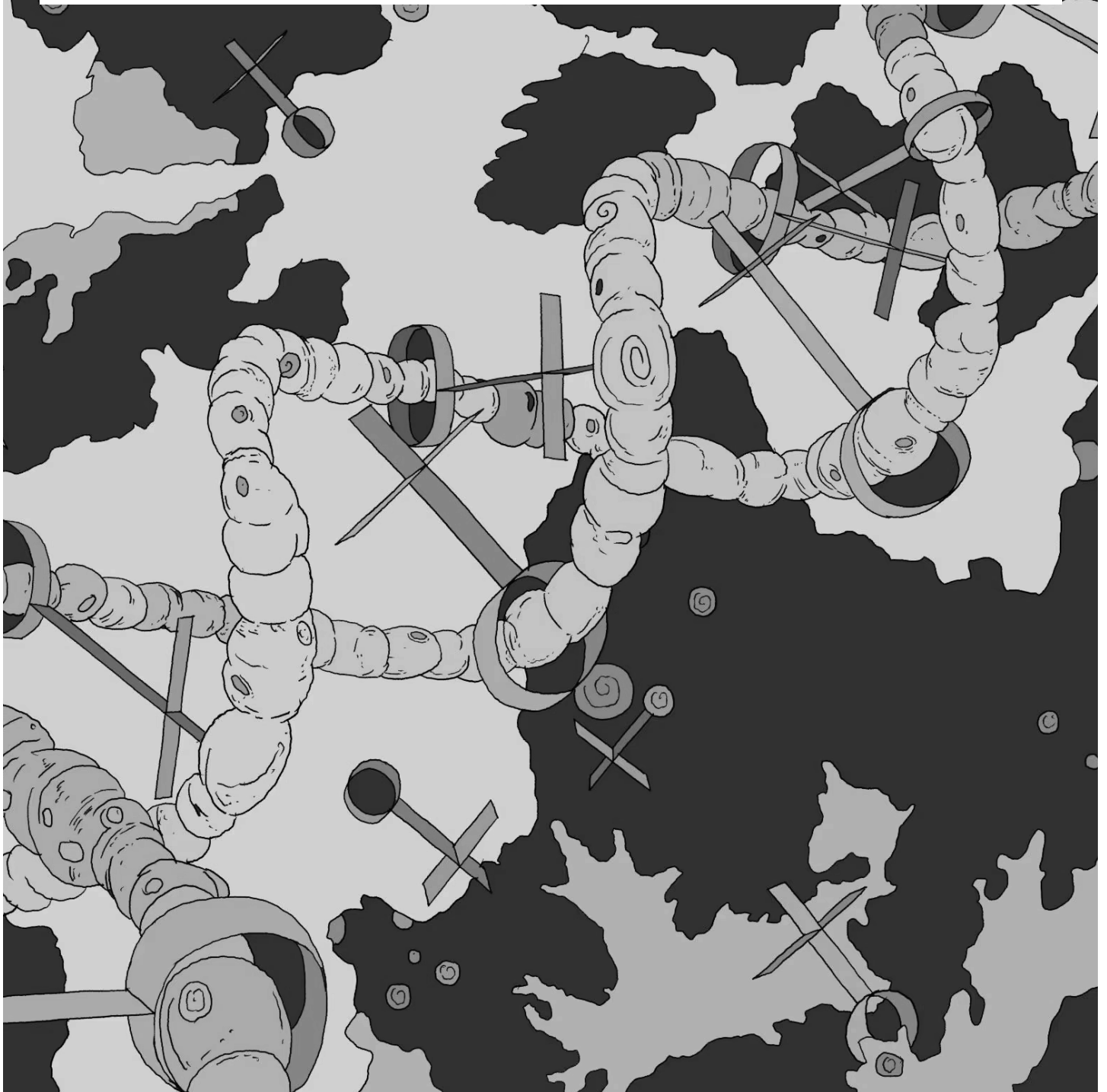
Die genannten Studien können und wollen darüber keine Aussage treffen. Dementsprechend gibt es konkurrierende Interpretationen, was das Thema Moral und Geschlecht angeht. Die eine besagt, dass es keine wirklichen Unterschiede gibt, beziehungsweise, dass die Unterschiede, die es gibt, eben auf Sozialisierung und Geschlechternormen zurückzuführen sind. Also dass Frauen – wenn überhaupt – sich beispielsweise öfter Geburtstage merken oder auf Fridays for Future Demos gehen, weil sie aufgrund eigener Marginalisierungserfahrungen empathischer sind oder weil sie gelernt haben, dass es besonders weiblich ist, caring zu sein. Jedenfalls nicht, weil es ihnen angeboren wäre.

Die andere Position nimmt an, dass es biologische Unterschiede durchaus gibt. Dass sie zu einem gewissen Teil in einem Komplett-Paket neben dem konstruierten Gender daherkommen und möglicherweise mit unterschiedlicher evolutionärer Adaption der Geschlechter an ihre Umwelt zu erklären ist.

Leonardo Christov-Moore ist Neurowissenschaftler am Institute for Advanced Consciousness Studies in Santa Monica und hat in einer umfassenden Metastudie die Fähigkeit zu Empathie auf Geschlechterunterschiede untersucht: „Ich spreche statt von Frauen und Männern aber lieber von zwei statistischen Clustern, die bestimmte biologische Eigenschaften teilen und zu denen ein Individuum mehr oder auch weniger zugerechnet werden kann.“ Trotzdem lasse sich mit relativer Gewissheit sagen, dass bei dem Cluster „weiblich“ zumindest die Fähigkeit zu Empathie höher ist als beim Cluster „männlich“. Und dieser Unterschied sei nicht allein durch gesellschaftliche Prägung erklärbar.

Denn: „Dieser Empathie-Gendergap wird auch bei verschiedenen Säugtieren beobachtet und bei menschlichen Säuglingen, die noch kaum ge-

schlechterspezifische Sozialisierung erfahren haben,“ sagt Christov-Moore.



Eine Erklärung für diesen Empathievorsprung von Frauen ist die lange Unselbstständigkeit des Menschen nach der Geburt: Für den überwiegenden Teil der Menschheitsgeschichte war die Mutter die zentrale Bezugsperson eines Neugeborenen, dessen Überleben davon abhing, ob seine Mutter seine akuten Bedürfnisse und emotionalen Zustände richtig einschätzte. Solche evolutionstheoretischen Erklärungen sind aber spekulativ. Und

Christov-Moore sei auch wichtig, klarzustellen, dass mehr Empathie nicht unbedingt auch gleich mehr Altruismus bedeute: „Wenn ich leichter nachvollziehen kann, dass jemand traurig ist, dann heißt das nicht zwangsläufig, dass ich ihm auch helfe. Genauso kann es sein, dass ich ihn deshalb eher meide.“

Es gibt auch vehementere Verteidiger:innen eines von Grund auf verschiedenen weiblichen und männlichen ethischen Denkens. Die Psychologin und feministische Ethikerin Carol Gilligan etwa stellte die These auf, dass Männer einer abstrakten, an Gerechtigkeit orientierten Moral folgen und Frauen einer Moral der Fürsorglichkeit, die sich an Gruppennormen und persönlichen Beziehungen orientiere. Unter anderem seien die Gründe dafür evolutionsbedingte biologische Unterschiede, wie Gehirnaufbau und Hormone.

Gilligan will diese zwei Arten ethischen Denkens zwar als gleichwertig verstanden wissen, aber Kritiker:innen sehen darin eine Hierarchisierung: Hier der abstrakt denkende, reflektierte Mann, dort die gefühlsbetonte, nur persönlicher Verbundenheit folgende – und damit auch irgendwie einfacher gestrickte – Frau.

Frauen würde gerne nur in jene Bereichen Erfolg zugestanden werden, wo es darum geht, „weich“ zu sein

Ricarda Drüeke, Assoziierte Professorin für Kommunikationswissenschaft an der Paris Lodron Universität Salzburg, hält wenig von solchen „biologisierenden“ Thesen. Sie sagt: „Es gibt einfach bestimmte gesellschaftliche Zuschreibungen, die Frauen nur dort Erfolg zugestehen, wo es darum geht, „weich“ zu sein und wo Gefühle wichtig sind. Und dazu gehört eben prosoziales Verhalten.“ Darüber hinaus, sagt sie, würden diese Bereiche auch abgewertet, eben weil sie als weiblich konnotiert gelten. Das deckt sich zum Beispiel mit Untersuchungen zu Vegetarismus. Vegetarier:innen werden als moralischer bewertet und gleichzeitig als weniger maskulin. Und letzteres scheint zumindest für Männer der wichtigere Faktor zu sein um diesen Bereich für sich abzuwerten: 74 Prozent aller Veganer:innen sind Frauen und sie machen auch 75 Prozent der Tierrechtsaktivist:innen aus.

„Es lässt sich beobachten, dass Frauen* beziehungsweise weiblich gelesene Personen eine immer größere Rolle etwa im politischen Aktivismus spielen,“ sagt Drüeke. „Aber das würde ich mit einem gesellschaftlichen Wandel erklären. Frauen* nutzen Soziale Medien zum Beispiel, anders als noch vor zehn Jahren, genauso häufig oder häufiger als Männer.“ Dadurch gebe es mehr Sichtbarkeit des aktivistischen Engagement von Frauen*.

Besteht hier vielleicht ein Zusammenhang mit dem neuen vermeintlichen Links-Rechts-Gender-Gap? Eine viel diskutierte Studie wies kürzlich auf die großen Unterschiede zwischen jungen Frauen und Männern hin: Sie liegen auf der politischen Skala so weit auseinander wie nie zuvor, Frauen weiter links und Männer rechts. Ausgehend von Drüeke könnte die neue Sichtbarkeit von Frauen im Zusammenhang mit vermeintlich linken Werten wie dem Kampf für Gerechtigkeit, Freiheit, Nachhaltigkeit einen Vegan-ist-was-für-Schluffis-Effekt bewirken.

Wenden sich junge Männer von diesen Ansichten ab, weil sie als unmännlich wahrgenommen werden? Das würde wiederum zu einer anderen Meta-studie passen, die untersucht hat, wie sich global moralische Urteilsbildung zwischen Männern und Frauen unterscheidet. Das Ergebnis: Gerade in Ländern mit mehr Gleichberechtigung und individuellen Entfaltungsmöglichkeiten nach Definition der Studienautor:innen liegen die moralischen Urteile von Männern und Frauen deutlicher auseinander als anderswo.

Eine These könnte also grob lauten: Weil Gleichberechtigung Frauen den Zugang zu politischem Engagement erleichtert und dieses eher links ist, wird linkes politisches Engagement für Männer uncool. Ob das so stimmt und welche Rolle dabei stereotype Zuschreibungen der Frau als selbstlos, caring und eher sozial konform und die des Mannes als Ich-bezogen und unabhängig eine Rolle spielt, bleibt herauszufinden.

Das Auseinanderdriften der Geschlechter nach links und rechts wäre folglich durch einen identitätsstiftenden Abgrenzungsversuch zu

erklären.



Das legen auch die „Dating Tipps“ des AfD-Tiktoklers Maximilian Krahn nahe: „Echte Männer sind rechts“, heißt es da, oder „Lass dir nicht einreden, dass du lieb, soft, schwach und links zu sein hast.“ Diesen jungen Männern, für die veganes Essen oder soziales Engagement scheinbar zu altruistisch ist, um männlich zu sein – vielleicht sollten sie mal diese Studie

lesen, laut derer Frauen bei der Partnerwahl Altruismus noch wichtiger ist als Aussehen.

Der Women-are-wonderful-Effekt ist kein Indiz dafür, dass Frauen die besseren Menschen sind. Sondern lediglich dafür, dass Frauen, ob aufgrund biologischer Gegebenheiten oder gesellschaftlicher Rahmenbedingung, in der Regel Rollen erfüllen, die ihnen zugewiesen werden. Inwiefern die damit verbundenen Eigenschaften selbst gut sind, hängt vom Kontext ab und liegt im Auge des Betrachters. Oder der Betrachterin.

Text: Kolja Haaf; **Illustration:** Federico Delfrati; **Digitales Storytelling:** SZ Jetzt

© SZ - Rechte am Artikel können Sie hier erwerben.

Diese Geschichte teilen

[E-Mail](#) [Whatsapp](#) [Facebook](#) [Plattform X](#)

Süddeutsche Zeitung



SZ Plus-Abonnement:

[AGB](#) [Datenschutz](#) [Datenschutz-Einstellungen](#) [Abo kündigen](#)

Vertrag mit Werbung:

[Vertragsbedingungen](#) [Datenschutz](#) [Cookie Policy](#) [Vertrag mit Werbung kündigen](#)

[Widerruf nach Fernabsatzgesetz](#) [Widerspruch](#)

[Utiq verwalten](#)

